

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 303.

Mittwoch, 29. Dezember.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

Doch das blieb nur die sentimentale Regung eines Augenblicks. Waltham nahm sich gewaltsam zusammen, um den Zauber unwirksam zu machen, den dies Hausmütterchen, das wie eine gute Fee im engen Raum waltete, verbreitete, abzuschütteln.

Doch er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Wie ihr das alles so leicht und zierlich von den Händen ging! Ihr frisches, einfach natürliches Wesen passte so wenig zu der Vorstellungsschablone, die er sich von zweiblättriger Art zurechtgemacht. Seinem selbstherrlichen Sinn waren die Frauen bisher nur als Drohnen erschienen, wollte man solant sein, wie Lilien auf dem Felde, die das Schriftwort in ihrem inneren hohlen Wesen so treffend zeichnet. In diesen Vorstellungsräumen passte keine unverhoffte Weisegefährin wenig. Wie hatte sie vorhin den Flügel gemerkt! Es mußte füß sein, sich in den wenigen Minuten von ihr vorsingen zu lassen. Wie tüchtig hatte sie sich in der grausamen Tüftlertprobe bewährt! Er gestand sich selbst, daß er eine derartige Leistung kaum einem Manne zugetraut haben würde. Nun stand sie vor dem Kochherd und bewältigte ihre neue Arbeit in derselben selbstverständlichen Art. Dabei durchfuhr sie nun schon den zweiten Tag; es war, als ob sie gar nicht ermüden könnte. Wie ihre Beilchenaugen frisch zu blicken wußten; sie kannte wohl überhaupt nicht das unentbehrliche Requisit der Modedame: die Nerven, welche der Sklave Mann nicht genugsam respektieren kann. Und wie hübsch sie war — geradezu gefährlich hübsch! Vielleicht in seinen Augen gerade darum so hübsch, weil ihr all das abging, was die Mädchen im großen Stil aus seinem Bekanntenkreis im Übermaß besaßen, tributheischende Prätensionen.

Lucy sah seinen bewundernden Blick wohl; sie hätte keine Tochter sein müssen, hätte sie seinen Gedankengang nicht erraten. Das machte sie besangen, und sie verhudte nun durch Blaudern darüber wegzukommen. „Die Herren werden ein leidliches Diner bekommen“, meinte sie, ohne sich dabei in ihrer geschäftigen Handlung stören zu lassen. „Buerst Hühneruppe. Wollen Sie einmal kosten, Herr Waltham? Sie ist schon fertig.“ Damit hatte sie auch schon aus einem der brödelnden Löffle mit der Schöpfkelle gefischt und reichte ihm diese nun einladend hin. „Erst pusten“, mahnte sie vorsorglich, als er der Einladung nicht widerstehen konnte, „die Suppe ist heiß, Sie verbrennen sich sonst die Lippen!“

„Ganz vor trefflich!“ meinte er überrascht und kostete nochmals. „Wie haben Sie das fertig gebracht? Das schmeckt nicht nach Konservensuppe.“

„Dabei ist keine Kunst; hier im Schrank sind genug fertige Sachen, man muß nur den richtigen Geschmack herausbringen. — Es mundet also, das freut mich. — Nachher gibt es die unvermeidliche Hummermayonnaise; ich verspreche Ihnen aber, die Tunke delikat zu machen. Hierauf Champignons mit Zunge. Dann ein Phan-

tasieragout“, lachte sie errötend. „Schlem, wer es besser macht, als er kann! Da waren nämlich allerhand Fleischkonserven, einzeln schmecken sie sad, aber durcheinander in einer pikanten Soße mag man sie wohl essen können. Wollen Sie kosten? — Doch nein!“ unterbrach sie sich. „Dazu gehören abgeschmälzte Nudeln, die kommen erst ins Wasser. Zum Schluß gibt's einen Pudding mit Weincreme; der bakt bereit.“ Sie hatte den Bratofen geöffnet, um nachzuschauen. Ein appetitlicher Geruch begann die Rüche zu durchströmen. „O, er gerät prächtig!“ rief sie erfreut. „Können Sie sehen, Herr Waltham? Er ist schon ganz goldbraun. — Ja, das wäre alles. Sonst gibt es nur noch Käse, Butter und Brot zum Nachtisch. Früchte sind ja noch genug im Eßzimmer. Es ist nur wenig, doch ich habe nicht mehr zur Hand.“

„Übergenug ist es!“ beruhigte Waltham, ganz vergnügt schnüffelnd. „Ob wohl noch Eis da ist? Es werden sich auch noch einige Flaschen Wein vorfinden.“

„Ist bereits besorgt. Ich habe einen kleinen Weinladen entdeckt“, unterbrach sie ihn hastig. „Weißwein und Champagner liegt bereits auf Eis. Wir haben noch genug Vorrat.“

„Prächtig!“ Waltham nickte beifällig. „Holla, wer frägt aber die Speisen auf? Doch unmöglich Sie, Fräulein? Vermünscht, nun haben wir niemand!“

„Selbstverständlich frage ich auf und bediene auch bei Tisch“, erklärte Lucy. „Denken Sie etwa, das verstehe ich nicht? Wir haben manche Gesellschaft zu Hause gehabt, ehe Papa sein Vermögen verloren hat. Da habe ich als die Älteste immer aufgewacht. In Tora hat man nicht so viele geschulte Dienerschaft.“

„Das kann ich unmöglich zugeben!“ protestierte Waltham ganz bestürzt.

Das junge Mädchen lachte. „Wird Ihnen wenig helfen, Herr Waltham. Wer soll's denn sonst tun? Doch nicht etwa Sie? Das müßte ein komischer Anblick sein!“

Nun musste er doch schwach lächeln. Er drohte mit lustig. „Nun machen Sie sich gar über mich lustig! Sie müssen einen schönen Begriff von meiner Lebensart bekommen — ich nutze Sie ja rein aus!“

„Ich tu' es gern“, meinte sie ehrlich. „Vielliebster als stenographieren. Ich wollte, ich hätte eine große Haushaltung, da wäre ich in meinem Element.“

„Da würden wir uns wohl doch bald auf die Dame von Stand befinnen!“

„Ich nicht — gewiß nicht, Herr Waltham. Ich begreife nicht, wie man müßig sein kann. In einen goldenen Käfig eingesperrt zu sein, stelle ich mir schrecklich vor. Und wäre es die allerstolzeste Frau, sie muß den Ihren mit gutem Beispiel vorangehen. Lieber Gott, wieviel Gutes kann eine solche Frau wirken!“ Sie brach errötend ab, als sie seinem Blick begegnete. „Bitte, Herr Waltham“, rief sie unvermittelt, „gehen Sie wie-

der ins Eßzimmer! Ich werde sonst nicht fertig." Sie warf einen Blick auf ihre winzige Taschenuhr, die sie an der Wand aufgehängt hatte. "Lieber Gott, ich muß mich spulen! In zwanzig Minuten hält der Zug!"

Unwillkürlich gehörte Waltham. Er konnte es sich nicht verhehlen, die roslute unbesangene Art des Mädchens gefiel ihm immer mehr. In recht behaglicher Laune setzte er sich im Eßzimmer nieder. Als sie bald darauf hereinkam und geschwind die Tafel zu decken begann, wurde seine Stimmung noch aufgeräumter. Angelegerlich versorgte er ihre gewandten Bewegungen, wie sie sich bald zu den Schränken wendete, Porzellan und Linnen herauszunehmen, wie sie dann die Bestecke legte und die Gläser auf deren Sauberkeit prüste. "Sie legen ja nur drei Gedede?" meinte er dann plötzlich.

"Natürlich! Es sind nur drei Herren — so sagten Sie doch?"

"Wo aber bleiben Sie? Nein, unter keinen Umständen dürfen Sie fern bleiben!"

"Ich bin doch nicht angezogen!" wendete die Erötende ein. Doch er blieb fest und ließ mit Vorstellungen nicht loser. "Ich habe doch ausdrücklich Dinneranzug vorgeschrrieben!" meinte er schließlich, sich zu einem Scherz zwingend.

Nun wurde sie wieder rot. Die Versuchung trat an sie heran, sich Herrn Waltham in dem Spitzengewebe auf rosa Seidengrund zu zeigen; sie wußte vom Vorabend her, wie gut es ihr stand. Zeit war ohnedies nicht mehr viel zu verlieren. So raffte sie aus einer der Vasen einige duftende Rosen und huschte aus dem Zimmer.

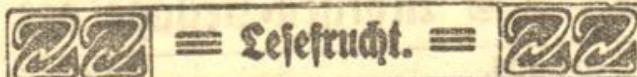
Waltham schaute ihr wohlgefällig nach und rieb sich zufriedengestellt die Hände. Die Sache ließ sich bedeutend besser an, als er anfänglich zu hoffen gewagt hatte. Er beglückwünschte sich zu dem Zufall, den Zug schon früher bestiegen zu haben. So hatte er doch Zeit gefunden, sich von seiner ersten schreckhaften Überraschung zu erholen und dem in ihm gärenden Ärger Gelegenheit zum Verbrauchen zu geben. Schaudernd vergegenwärtigte er sich, wie peinvoll sich die Situation gestaltet haben würde, wäre er in Madison mit seinen beiden Geschäftsfreunden ahnunglos in den Wagen gestiegen und hätte statt des fertigen Mahls die irrtümlich gesendete Steuographin entdeckt.

Erleichtert lehnte er sich im Sessel zurecht, mechanisch griff er nach dem geliebten Bigarrenetuis, um noch die letzte Bierstunde sich seiner Nachleidenschaft hinzugeben.

Doch von plötzlicher Thredhafter Gedankentwendung durchzuckt, ließ er das entlaumte Hündholz fallen und achtete gar nicht darauf, daß auch die Bigarre seinen entsäubten Lippen entglitt. Wie ein Riesengespenst tauchte vor ihm im Geist die schlottrige, klapperdürre Wohnenstamengestalt von John D. Smiths auf. Sein Schlaukasten, vermöge seines Riesenbesitzes zugleich einflußreichster und gefährlichster Rivale! Es hatte Jahre flüger Vorbereitung, diplomatischer Schachzüge und großer persönlicher Opfer bedurft, um aus dem ehemaligen erbitterten Konkurrenten einen halben Verbündeten zu schaffen, dessen laues Gutwarten und stetige Waffenbereitschaft täglich wieder in offene Gegnerschaft umschlagen konnte. John D. Smith hatte alle weßlichen Minenboscher in der Tasche, sie tanzen boidungslos nach seiner Pfeife; die jessige Zusammenkunft zwischen den beiden Hauptvertretern bisher getrennter und direkt feindlicher Interessen sollte dauernd Friedensschluß herbeiführen. Statt sich bis aufs Messer zu bekämpfen und im Kreise sich immer schonungsloser zu unterbieten, sollte die Ausbeute der sämtlichen Minen fortan einem einheitlichen Verkaufssondikat übertragen werden, an dessen Spitze wiederum John B. Waltham treten wollte, während der andere Sohn dem eigentlichen Minenbetrieb präsidieren sollte. Hatte der erbitterte Konkurrenzkonflikt zwischen den beiden an nähernd gleichstarken Parteien bisher durch den not-

wendig damit verbundenen Niedergang der Verkaufspreise Millionenopfer auferlegt, so sollte unter einheitlicher Bewaltung der Preis für die geförderten Rohprodukte sich verdoppeln und verdreifachen. Die klare Erkenntnis dessen hatte schließlich John D. Smiths Groß wider den jüngeren Rivalen bewungen, der ihm den alleinigen Herrschermantel geraubt, welchen er schon mit Stolz getragen, als John B. Waltham noch zur Schule gegangen war.

(Fortsetzung folgt.)



Friedrich der Große an Staatsminister v. Podewils: Lieber Podewils, sehen Sie nun, wer sich nun von uns beiden getäuscht hat? Habt ich nicht recht gehabt, als ich Ihnen sagte, die Engländer seien Schuster. . .

Neue Erfolge der Sanitätshunde.

Immer wieder kommt die Kunde aus dem Felde von dem schönen Erfolg, den unsere deutschen Sanitätshunde da haben, wo eben noch die Granaten krepieren und Freund und Feind im Geschosshagel zu Boden sanken. Es liegt wieder eine große Anzahl neuer, offizieller Berichte vor, von denen der folgende ein besonderes Interesse beansprucht, weil in ihm zum Ausdruck kommt, wie der Hund vermöge seiner um so viel schärferen Sinnesvermögen weit besser als der Mensch imstande ist, den völlig lesbaren und scheinbar Toten vom Lebenden zu unterscheiden. Es heißt da:

"Im Morgengrauen des 4. August wurden gleichzeitig mit den Krankenträgern der Sanitätskompanie sechs Sanitätshunde zum Verwundetenlische angesezt. Beschaffenheit des Schlachtfeldes wenig übersichtlich, teils Sumpf und Wald, teils hügelige Stoppelfelder, mit Getreidegarben bestanden. Die Hunde bewährten sich in diesem Gelände gut. Besonders aus den Korngarben stöberten sie mehrere Verwundete auf. Als Gegenstand brachten sie meist Helm, Mütze, auch Taschentuch der Verwundeten mit. Gegen Schluß der Suche brachte ein Hund seinem Führer den abgerissenen Hülfabezug einer Feldflasche. Beim Zurückführen fand der Führer einen regungslos daliegenden Soldaten vor, dessen Oberkörper mit Mantel und Zeltbahn zugedeckt war. Offenbar hatten Kameraden den Mann für tot gehalten und ihn so zurückgelassen. Auch der Hundeführer konnte zunächst keine Lebenszeichen an dem Soldaten wahrnehmen und entfernte sich wieder, wurde jedoch durch den Hund nochmals an die Stelle zurückgeführt und stellte jetzt nach längeren Bemühungen fest, daß es sich nicht um einen Toten, sondern um einen Verwundeten gehandelt hatte.

Nach dem Gefecht der Division bei D. am 7. August erhielten sechs Hundeführer den Auftrag, das von den Russen geräumte Gefechtsfeld abzusuchen. Nach langerer Streife brachte ein Hund einen Feind einer russischen Infanteristensage. Der Hund führte zu einem zerschossenen russischen Unterstand, aus dessen Schutt ein Stiel Waffenrod und der Fuß eines Mannes herausragte. Der Hundeführer hielt den Mann, der vollständig eingeschlemmt, regungslos dalag und auf Stimme nicht reagierte, für tot und wollte sich anschicken, weiterzugehen. Da der Hund den Platz jedoch nicht verließ, vielmehr dort scharrte und bellte, räumte der Führer schließlich den Schutt und die Trümmer beiseite und brachte einen zwar bewußtlosen, aber nicht toten Russen zurate.

Das Wesentliche der beiden genannten Fälle, so schließt der Bericht, besteht darin, daß die Sanitätshunde sich nicht nur bei der Suche nach Verwundeten bewähren, sondern auch da gute Dienste leisten, wo es zweifelhaft erscheint, ob jemand tot oder mit verwundet ist.

Unter den verschiedenen Dressurarten heisst jetzt das "Werzen mit Gegenstand" vor. Das heißt, die Hunde werden so gearbeitet, daß sie, wenn ein Verwundeter von ihnen gefunden ist, irgend einen dem Verwundeten gehörenden Gegenstand aufnehmen, z. B. eine Koppel, ein Seitengehehr, einen Helmbezug oder dergl., und diesen, zum Beiden, daß sie gefunden haben, ihrem Führer bringen, den sie dann, am Riemen feststens, zum Verwundeten hinführen. Nun kommt es aber vor, daß beim Verwundeten alle Ausrüstungsgegenstände, die leicht zu entfernen sind, fehlen. Da

haben die Hunde ganz aus sich den Ausweg gefunden; sie reißen einen Grasbüschel aus der Erde oder sie knicken einen Zweig vom nächsten Busch ab und bringen den, und in dieser Weise ist die Dressur des Hundes im Appartieren jetzt erweitert worden.

Nun ist natürlich in den feindlichen Heeren, besonders bei den kulturell ja sehr rücksichtigen Russenkriegern die Kenntnis unserer schönen Sanitätshundearbeit nicht allgemein verbreitet. Der Bericht des Kommandeurs einer unserer Sanitätskompanien sagt darüber: „Alle Deutschen waren schon gesammelt; doch lagen überall auf dem Felde zerstreut noch verwundete Russen umher, meistens in hohen Lupinenfeldern verborgen. Die Hunde arbeiteten mit großer Sicherheit; nur wurde stets beobachtet, daß die Russen mit Mützen, mit Wollmänteln, Feldflaschen und anderen Gegenständen nach den Hunden schlugen, ja sogar mit den Fäusten nach ihnen traten. Das ging so weit, daß an diesem Tage drei unserer Hunde nicht mehr an die verwundeten Russen herangingen. Wir bargen an diesem Tage mit den Hunden 21 verwundete Russen.“

Ohne jedes Pathos sagt der Bericht, was wir Deutschen: ja längst alle wissen und als ganz selbstverständlich kaum erwähnen zu müssen glauben, daß nämlich jeder verwundete Feind für uns aufhort, ein Feind zu sein! Daß jeder Feind, der von uns durch Krankenträger wie durch Hunde gesucht und zum Verbandplatz verbracht wird.

Das scheint nun bei unseren Feinden nicht überall ebenso gehabhaft zu werden. So gibt der holländische Tierschutzverein ein Heftchen heraus, in dem er alle möglichen Dienste, die der Hund den kämpfenden Nationen leistet, registriert. Da ist die Rede von unsrer, aber auch von den belgischen Hunden. Sie werden in einem Vertreter ihrer übrigens wohl dem Leonberger ähnlichen Rasse geschildert und bildlich dargestellt. Einer von ihnen, „Die“, ist kurzlich von einem Granatplitter verwundet worden. Trotzdem sucht er schon wieder selber Verwundete auf. Es heißt da: „Neben einem der Schuhengräben bemerkte „Die“ einen Mann in sitzender Haltung, bei dessen Anblick er schon grimmig fauchte, einen Mann, den „Die“ von seinem ersten Lehrhunden am Hals gelernt hatte. Waren nicht solche in Grau gekleidete Männer unfreimäßig zu ihm gewesen, in den Tagen seiner früheren Schule, hatten sie nicht immer in barschem Tone zu ihm gesprochen, ihm Nahrung und Wasser verweigert, dieses selbst fortnehmend, wenn es offenbar zu seinem Gebrauch neben ihm hingestellt wurde? Und war der Mann, der blau mit roten Streifen trug, nicht immer gut zu ihm gewesen? Er konnte nicht wissen, daß dies alles darauf abzielte, ihn zu lehren, mir den Belgieren zu helfen. „Die“ hatte auch gelernt, die Pickelhauben, die deutschen Helme, zu meiden, mit denen man einem Hunde so unangenehme Stöße versetzen könnte, usw. usw.“

Gernag der Torheit und des widerlichen, über Tod und Wunden noch hinzutragenden Hasses! Wir werden das den Herrn Belgieren nicht nachmachen, auch wenn die Engländer solch unmenschliches und wachhaft barbarisches Tun noch auf Ansichtspostkarten verherrlichen. (W. L.-B. Bens. Bla.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die französischen Eisenbahnwagen als Drückeberger. Je länger der Krieg dauert, desto häufiger und umfangreicher werden in Frankreich die sogenannten Kriegsstände, für deren Berichterstattung die Pariser Presse bereits ständig eine Anzahl Spalten offen halten muß. Wenn es wahr ist, daß die Pariser sich nur wohl fühlen, wenn sie Gelegenheit haben, einen öffentlichen Platz zu besprechen, so können sie sich gegenwärtig gewiß nicht über Stoffmangel in dieser Beziehung beklagen. Die Reihe fragwürdiger französischer Patrioten, die in dem Krieg nichts anderes sehen als eine Gelegenheit zum Füllen ihrer Tasche, diese Reihe, die durch die Diebstähle des zu Gefängnis und Degradation verurteilten Militärzahlmeisters Declos eröffnet wurde, nimmt kein Ende. Aus Paris und von der Front, aus Boulogne im Norden und aus Marseille im Süden, überallher werden Kriegsgeschäfte ge-

meldet, die unter die strengsten Paragraphen der Gesetze fallen. Aber diese Unsicherheit in der französischen Kriegsarbeit macht sich nicht nur bei den Bürgern und Privatunternehmern geltend. Was in diesen Kreisen aus Gründen der Gewinnung verbrochen wird, wird auf andere Weise von den Behörden durch grobe Fehler in der Verwaltung und Mangel an eben jener Organisation, die als „deutsch“ angegriffen und verhöhnt wird, doppelt gesündigt. Und da dieser Krieg vor allem ein Kampf der Energien und Organisationen ist, kommt den Mängeln im französischen Verwaltungswesen eine besondere und für die Zustände in Frankreich bezeichnende Bedeutung zu. Der neueste Skandal betrifft die Eisenbahnverwaltung und nahm in dem Bahnhof des Städtchens Cognac seinen Ausgang. Man entdeckte nämlich, daß auf einem Nebengleise des kleinen Bahnhofs 42 unbeschädigte, ja geradezu vortreffliche Eisenbahnwaggons seit Kriegsbeginn ein idyllisches Dasein unberührter Ruhe führten. Und dies zu einer Zeit und unter Umständen, da die militärischen Operationen jedes einzelnen Bahnwagens ebenso dringend bedürftig sind wie jeder Granate. Während auf allen französischen Bahnlinien infolge des Wagenmangels mit großer Sparhaftigkeit und unter vielerlei Schwierigkeiten gearbeitet werden muß, ließ die Verwaltung an einer Stelle 42 Wagen durch 15 Monate völlig unbemüht stehen. Die Nachricht von den „eisernen Drückebergern in Cognac“ ging wie ein Laufschlag durch die französische Presse und führte zur Aufdeckung eines Eisenbahnskandals allergrößten Stils. Aus allen Städten kamen Zuschriften an die Pariser Büttler (der „Temps“ allein erhielt über 1000 Briefe), die von ährlichen Zuständen berichteten. Es kam zutage, daß in allen Teilen Frankreichs Last- und Personenwagen, belgische Volkswagen im Wert von 100 000 Franken das Stück und sonstige Eisenbahnmaterialien vollkommen vergessen und unbemüht verloren. Kaum hatten die Grüterungen über die menschlichen Drückeberger ein Ende erreicht, als mit einem Schlag die Drückebergerei der Eisenbahnwagen die Öffentlichkeit im höchsten Grad in Anspruch nahm. Wie der mit der Untersuchung der Bahnumstände beauftragte Sonderberichterstatter des „Journal“ Georges Prade in einem umfangreichen Artikel ausführt, beläuft sich der durch den so sensationell aufgedeckten Wagenmangel verursachte Verlust der Regierung bisher auf mehr als 300 Millionen. Dazu kommen die Verluste aller betroffenen Privatpersonen, der Kaufleute, Industriellen und Reisenden, deren geschäftliche Schädigung vorläufig noch gar nicht zu übersehen ist. Die Ursache dieser beispiellosen Zustände liegt, wie das Pariser Blatt ausführt, in dem vollkommenen Fehlen einer übersichtlicher Leitung zur Unterhaltung des für den Krieg so notwendigen Verkehrslebens: „Jeder arbeitet gedankenlos auf seinem engbegrenzten Tätigkeitsfeld, ohne sich um die Wirkung auf die Gesamtheit zu kümmern. Gedankenlosigkeit, Faulheit und Verwirrung sind nur zu oft die Kennzeichen unserer weitverzweigten Kriegsverwaltung. Unsere Offiziere benützen die Eisenbahnwagen hinter der Front als bequeme Schlafstellen für sich und ihre Mannschaften, ohne sich darüber Sorgen zu machen, daß sie durch dieses Vorgehen die größeren Operationen schädigen, ja sogar oft in direkte Gefahr bringen. Man arbeitet bei uns nicht für das Gesamtinteresse des ganzen Landes, sondern jeder einzeln verliert sich in seinenleinlichen Einzelinteressen. Die berüchtigten 42 Waggons von Cognac waren nur ein lächerlich kleiner Beweis der Unverantwortlichkeit, die uns bedroht. Selbst vor den Toren von Paris, in Blanc-Mesnil, wurden 729 seit Kriegsbeginn zwecklos zurückgehaltene und zu persönlichen Bequemlichkeiten oder auch zu gar nichts verwendete Eisenbahnwagen festgestellt, die im Materialverlust einen täglichen Verlust von 14 580 Tonnen darstellen. Bisher sind in nicht weniger als 700 Bahnhöfen große Mengen zwecklos ruhender Waggons festgestellt worden. Solche Zustände sind der sicherste Weg zum Ruin.“

Die Tricolore-Hunde in Italien. Die Tricolore-Mode nimmt in Italien immer größeren Umsatz an. Überall sieht man, wie die „Stampa“ erzählt, weiß-rot-grüne Taschentücher, Krawatten, Strumpfänder, Hosenträger und Pantoffeln. Die neueste Erscheinung im italienischen Straßengtriebe aber sind die Hunde, die die vaterländische Gemüthe ihrer Herren durch Tricolore-Schleifen und Mantelchen auf Schau tragen.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

* „Der Schiffsjunge der Emden“. Eine Erzählung aus dem großen Kriege von Dr. Kurt Flöeride. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textbildern nach Zeichnungen von Paul Teschner, Willi Blaud und Professor A. Wagner. (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.) Ein prächtiges Buch über die Heldenfahrt der „Emden“ hat Dr. Kurt Flöeride geschaffen. Von Emden aus beginnt die Fahrt und in packender Schilderung und Schreibweise lässt der Verfasser noch einmal die Taten der „Emden“ an dem Leser vorübersiezen. Was dem Buch noch einen besonderen Wert verleiht, sind die geographischen, natur- und kulturgeographischen Bilder, die Dr. Flöeride in unterhaltsamer, erzählender Form in den eigentlichen Gang der Erlebnisse des „Schiffsjungen“ hineingeschlungen hat. Das Buch ist eines der besten für unsere jüngere Jugend, auch Erwachsene werden ihre Freude daran haben.

Romane, Novellen.

* „Die Harmonien im Hause Sylvanus.“ Ein Roman in zwei Teilen von Ludwig Hunau. (Grethlein u. Co., o. m. b. h., Leipzig.) Ein mit Tizianschem Röterit gemalter, dabei stark rhetorisch gehaltener Roman hatte Erwartungen für den Dichter erweckt; auch dieses neue Werk zeigt ihn noch im Werden. Ganz phantastische Motive zunächst, Hoffmannsche Groteskengestalten, Paracelsische Naturphilosophie von einem selbstlosen Arzte auf die Wirklichkeit angewandt. Aber in der Darstellung fehlt die überzeugende Romantik, die Suggestionskraft, die den Leser im Banne des Unmöglichen hält, es folgt eine tragische Katastrophe in der Mitte des Buches, aus der doch noch stärkere tragische Konflikte sich ergeben mühten. Dafür weicht der Dichter aus in die Bahnen eines gerührvollen Jugendromans, der zart und elegisch, aber versöhnend ausklingt. Ohne ein Ganzes zu sein, interessiert das Buch durch eine lebendige Erzählerkunst, die bei stärker entwidelter Stilgeltung noch höheren Aufgaben dienen kann.

* „Daniel auf der Konleiter.“ Humoristischer Roman von Felix Jänoske. Zweite Auflage. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) Eine lustige Musikantengeschichte, deren vollendete Harmlosigkeit die gestrenge Kritik entwaffnet. Allerlei brave, mit kleinen Sonderarbeiten behaftete Menschen sind hier versammelt, in deren gutartiger Gesellschaft man sich ein Stündchen wohl fühlt. Und hier und da schaut etwas vom lieben deutschen Geiste heraus.

* „H. J. Chr. von Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.“ Mit einer Einleitung von Moeler von den Bruck. (Meisterromane der modernen Weltliteratur, Band 8.) (J. C. C. Bruns Verlag in Minden, Westfalen.) Noch stärker als sonst können wir jetzt den größten Roman der Deutschen erleben; aus den Nöten unserer Zeit blühen wir in stärkere, trostloseste Not zurück. Viele werden dieses Buch wieder lesen, von dem diese neue, fachgemäß geführte Ausgabe besonders zu empfehlen ist wegen der vortrefflichen, dem bekannten größeren Werke des Herausgebers über „Die Deutschen, unsere Menschengeschichte“ entnommenen Einleitung, die Eigenes auch über oft besprochene Probleme zu sagen weiß.

Biographisches.

* „Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen.“ Mit 140 Zeichnungen von Adolf von Menzel, 10 Bildtafeln und 17 Kartenstücken. Der Verlag Reimar Hobbing in Berlin brachte vor drei Jahren mit Unterstützung der gesamten deutschen Öffentlichkeit die in der Reichsdruckerei hergestellte, aus 12 monumentalen Bänden bestehende große Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, nach allgemeinem Urteil das schönste und wertvollste Büchervermögen, das in den letzten zwanzig Jahren erschienen war, heraus. Da aber diese große Ausgabe ihres hohen Preises wegen nur einem Teil des deutschen Volkes zugänglich war, hat der Verlag die ausgewählte Ausgabe geschaffen. Aus den historischen, philosophischen und militärischen Schriften des großen Königs sowie aus den Gedichten und Briefen sind die schönsten Stücke ausgewählt. So wird hier eine auf das sorgfältigste von den besten Kriegerkennern bewirkte Auswahl in glänzender Ubersetzung geboten. 140 Mengsbilder geben eine vortreffliche Erläuterung des Textes. Wer die Auswahl zur Hand nimmt, wird von Seite zu Seite beim Lesen mit andauerndem Genuss erfreuen, welch ein Meister der Darstellung dieser König ist. Die historischen Schriften fesseln durch lebensprudelnde Darstellung, ja sie muten durch und durch modern an! Die Schilderung Europas von 1740 — könnte sie nicht heute geschrieben sein? Seine politischen Schriften, seine Testamente und Manifeste gliedern sich als unvergängliche Dokumente der Geschichte seiner Zeit ein. Seine militärischen Schriften sind, getragen von souveräner Kenntnis des Stoffes, auf den

Soldaten wirkend wie auf den nichtsoldatischen Leser, belebt durch Schlachtenstücken von des Königs eigner Hand. Läßt uns sein Briefwechsel einen Blick tun in die innigsten Beziehungen seines Lebens, in das echt menschliche Fühlen dieses Herrschers, so bringen seine Gedichte, — von dem Jugendgedicht über das „Tabakstollegium“ seines Vaters an bis zu seinem letzten „Vom Coffein Gottes“ — das Innerste seiner Seele zum Ausdruck. Die Gedichte jener Zeit weisen, wie gesagt, eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit unserer Gegenwart auf. Ist es doch, als sei es heute gedichtet, wenn der König in seiner „Ode an die Deutschen“ u. a. sagt: Schaut nach Flandern, seine Schanzen gilts zu stürmen, zu gewinnen, — Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt im Asche Belgrads Binnen! — Muß beim Klange dieser Namen heiter nicht das Blut euch rollen? — Denkt ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen — Siegeszug der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen, — Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen? — Alles ruht bei solchen Wagen — Eurem Wute zu: Glückszug! — Alle Herzen mit euch schlagen, — Die um Deutschland Sorge tragen, — Folgen eurem Siegeszug.

Almanache, Kalender.

* „Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1916.“ 20. Jahrgang. Mit 366 erläuternden, die Geschichte des Weltkriegs 1914/15 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch bedenk würdigen Landschafts- und Städtebildern, Porträts, interessanten Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur-, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedanken, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, einer Jahresübersicht mit astrologischen Notizen, einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der Kalender ist ein Kriegskalender geworden, Tag für Tag verfolgen wir in rubiger Rückblick noch einmal die großen Ereignisse des gewaltigen Weltkriegs, deren Zeuge wir waren, in knappen Tagesnotizen werden wir an jedes einzelne wichtige Ereignis des Weltkrieges erinnert, Bildnisse der Heerführer, Ansichten der Ortschaften, in denen sich die Kriegsereignisse abspielten, Darstellungen von Kriegsmaterial und technischen Kriegsmitteln ziehen in hinter Folge an uns vorüber, und fernöstliche Ausführliche bedeutender Männerstoff, der hier mitgeteilt ist.

* Der Verein „Kolonialkriegerdank“ hat einen „Kolonialkalender für 1916“ herausgegeben. Eine große geographische Karte, sechs bunte Tafeln von Professor Kempe, Professor Stoewer und G. M. Heims, zahlreiche Illustrationen und 23 Porträts statteten den Kalender äußerlich aus. Dr. Paul Rohrbach hat die Frage, was die Kolonien für Deutschland bedeuten, behandelt, Graf Reventlow hat vom Flottengeist gesprochen, andere Kolonialpolitiker über koloniale Schulung, koloniale Landwirtschaft usw. Wertvolle Beiträge sind weiterhin vorhanden, die unmittelbar aus dem kolonialen Leben selber stammen und lebendige Fülle mit stimmungsvoller Einzelschilderung vereinigen. Der Kolonialkriegerdank-Kalender ist im Eigenverlag des Vereins Kolonialkriegerdank, G. V. zu Berlin, W. 35, Potsdamer Straße 97a, zu haben. Vom Herausgeber wird ein ausgiebiger Anteil unseres — vorübergehend oder auf die Dauer — im Erwerb behinderten kolonialen Kriegern zugewendet.

* Spemanns prächtig ausgestatteter „Alpen-Kalender 1916“ (Verlag Spemann, Stuttgart) erschien soeben in bekannter gebiegerter Ausführung. Für die zahlreichen Bergfreunde draußen im Felde ist eine verschafftige Feldpost-Aufgabe bestimmt. Über auch die Daheimgebliebenen werden ihn gern benutzen, bietet er doch eine Fülle von künstlerisch wertvollen Abbildungen und ist sehr lehrreich.

* „Spemanns Kunstd-Kalender“ der sich in kunstliebenden Kreisen freundliche Sympathien erworben hat, erschien soeben für 1916 (Spemann, Stuttgart). Neben den alten Meistern bringt der mit Geschmack und Sorgfalt redigierte Kalender zahlreiche Reproduktionen von Werken lebender Künstler. Wir können diesen Kalender nur empfehlen. Er bringt eine solche Fülle von künstlerischer Belehrung und Anregung, daß jeder, der ihn einmal besitzt, ihn im kommenden Jahr nicht mehr missen will.

* „Vobachs Küchen-Kalender und Wirtschaftsbuch“ ist, wie alljährlich, als bewährter Ratgeber erschienen. Dies praktische und dabei bildige Haushaltungsbuch ist für jede Haushaltung in allen Fragen des Haushalts und der Küche ein zuverlässiger Berater, der täglich wertvolle Dienste leistet. Erprobte Kochrezepte und praktische haushaltswissenschaftliche Ratschläge ergänzen das Kalendorium und die übersichtlich eingerichteten Tabellen zur Eintragung der täglichen Wirtschaftsausgaben. (Verlag W. Vobach u. Co., Leipzig.)